

Hajnalka Halász und Csongor Lőrincz (Hg.)

Sprachmodalitäten

Das gestimmte Wie des Sprachlichen

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnd.d-nb.de> abrufbar

wbg Academic ist ein Imprint der wbg
© 2021 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die
Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Satz und eBook: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH
Gedruckt auf säurefreiem und
alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-40625-8

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-40626-5

Dieses Werk ist mit Ausnahme der Einbandabbildung als Open-Access-Publikation im Sinne der
Creative-Commons-Lizenz CC BY International 4.0 (»Attribution 4.0 International«) veröffentlicht.
Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.
Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Inhalt

Hajnalka Halász – Csongor Lőrincz Sprachmodalitäten – das „gestimmte Wie des Sprachlichen“	7
-----------------------------------------------------------------------------------------------------	---

Stimmung zwischen Sprachmaterialität und Sprachmedialität

Ernő Kulcsár Szabó Literatur als Sprachkunst: das „werdende“ Kunstwerk	20
Ralf Simon Herder: Tierstimmen, Stimmung	41

Affekt als Ereignis: Sprachperformativität

Attila Simon Der Begriff der Erschütterung in Pseudo-Longinos	64
Juliane Prade-Weiss Klage und Sprachursprung: Affekt und Austausch bei Herder	89
Hajnalka Halász Von der Stimme des Leibes bis zur Zeichensprache der Moral. Aktive und reaktive Redeweisen bei Nietzsche	125
Georgia Lummert „Radio speaks to us“. Kollektive Einstimmung auf die zeitlose Revolution in Angela Rohrs <i>Moskauer Demonstration im Radio</i>	179

Stimmung zwischen Sagen und Nicht-Sagen(-können)

Csongor Lőrincz Das gestimmte Schweigen (Heidegger)	218
--------------------------------------------------------------	-----

Markus Wirtz	
Was geben uns ‚unaussprechliche Stimmungen‘ zu verstehen?	
Zur Sagbarkeit von Befindlichkeitsmodi in den ‚Schwarzen Heften‘	
Heideggers und im ‚Blauen Buch‘ Wittgensteins	243
Burkhardt Wolf	
Das Namenlose. Stimmung und Angst in Georg Büchners ‚Lenz‘	261
Anna-Katharina Gisbertz	
Die Stimmung der Angst: Zur Prosa Mela Hartwigs (1893–1967)	288
Manuel Ghilarducci	
‚Ich schweige. Und das ist mein/Lied.‘	
Stimmung, Stille und Dasein in Stevan Raičković’ <i>Pesma tišine</i>	305
Zornitza Kazalarska	
‚An Teppichen unendlicher Gedichte weben, mit Schneeglöckchenmuster‘	
Zur Affektpoetik des Infinitivs im Werk Jan Zábranas	339
Gernot Kamecke	
Die Frage der Ethnizität in der poetischen Sprache.	
Über die Modalität rassistischer Stigmatisierung und ihrer Entgrenzung	
am Beispiel von Aimé Césaires <i>Cahier d’un retour au pays natal</i>	358
Personenregister	383

Hajnalka Halász – Csongor Lőrincz

Sprachmodalitäten – das gestimmte Wie des Sprachlichen

Einleitung in diesen Band

<https://doi.org/10.18452/23972>

Das Thema der Stimmungen, Affekte und Emotionen ist in den Kultur- und Literaturwissenschaften, gar in der Philosophie nicht neu, es erfreute sich in den letzten ca. 15 Jahren geradezu allgemeiner Beliebtheit, emblematisch dafür könnte das Label „Languages of Emotion“ stehen. Ohne die Verdienste dieser Forschungen in irgendeiner Hinsicht schmälern zu wollen, ist doch auffällig, dass „Emotion“ in vielfältiger Weise thematisiert wurde, „Language(s)“ hingegen deutlich weniger. Mögliche Sprachkonzepte und Sprachmodi, die in dieser Verbindung von Relevanz wären, wurden selten systematisch befragt. So stellt sich die Frage, wie man der sprachlichen Seite, gar Ermöglichung von Gestimmtheit, Affekten und Emotionen nachgehen könnte. Im vorliegenden Band wird der Vorschlag gemacht, diesen stimmenden wie gestimmten Charakter des Sprachlichen mit dem Sammelbegriff „Sprachmodalitäten“ zu belegen und die prinzipielle Frage nach den Korrelationen, besser: Interpenetrationen von Stimmungs- und Spracheffekten als Modalitäten der Sprache selbst zu stellen. Der primäre Zweck hierbei ist, aus den konkreten Kontexten heraus jeweils Reflexionen auf die Sprachlichkeit (von Stimmungen) „als solche“ zu eröffnen, um uns jener Dimension anzunähern, in welcher gewissermaßen die Sprache „selber“ in der jeweiligen Stimmung oder Stimme in Modi der Diktion, der Tonart, des „Wie des Gesagtseins“ (Heidegger) mitspricht – und auch umgekehrt.

Stimmungen und Affekte werden in ihrer philosophischen Betrachtung in der Regel in enger Verbundenheit mit sprachlichen Vorgängen diskutiert. Davon zeugt unter anderem ihre erste systematische Analyse in Aristoteles' *Rhetorik*, in der sie als eine notwendige Bedingung des entsprechenden Verstehens der Rede behandelt werden. Sie sind hier noch keine bloßen Modifikationen, sondern vielmehr – laut Heidegger – *Modi des Verstehens* (als eines Weltverhältnisses, nicht einer bloß semantischen oder mentalen Disposition), die durch eine bestimmte Art und Weise des Sprechens konstituiert bzw. evoziert werden. Rhetorik wäre

hier ferner auch als ein Kulturalisierungsdispositiv der – gewissermaßen auch vorkulturellen – stimmenden Macht der Sprache zu begreifen. Stimmungen haben demnach nicht einfach eigene „Sprachen“, entstehen also nicht unabhängig, sondern wechselseitig mit bzw. in einer – nicht nur bezeichnenden, sondern vielmehr erst „werdenden“ oder ereignishaften – Sprache. (Dieser kommt also nicht nur die Rolle einer Vermittlerin, sondern auch die eines Emergenzmediums zu.) In diesem Sinne geht der Problematik ihrer Mitteilbarkeit oder ästhetischen Wirkung die Frage voran, wie sie ohne Prioritätsverhältnis, durch einander bedingt und voneinander untrennbar als *Sprachmodalitäten* gedacht werden können.

Dies lenkt die Aufmerksamkeit auf die latente Geschichte der Affekte und Stimmungen, die von der Interpretationsgeschichte der Sprache im Sinne der obigen Wechselseitigkeit vermutlich nie unabhängig war. Neben ihren aristotelischen Reflexionen könnten antike Philosophien bzw. deren Begriffszusammenhänge richtungsweisend sein, für die die Sprache noch keine neutrale, sondern vielmehr eine durch „Melodie“ wirkende Stimme oder mehr noch: die Weise (das Melos) darstellt, durch die das menschliche Sprechen der „Sage“ der Sprache entspricht¹ und die somit die Artikulation erst ermöglicht. Sind Affekte jeweils mit einer bestimmten und schon immer „gestimmten“ Weise der Rede korrelierbar, können die „Sprachen“ oder die „Stimmen“ des Mitleids, des Zorns, der Liebe und des Hasses oder der Furcht historisch untersucht werden. Die „Regungen“ der „Seele“ lassen sich erst als Sprachmodalitäten, als Tonarten des Sprachlichen von ihrer scheinbaren Natürlichkeit und Zeitlosigkeit befreien.

1 Stimmung zwischen Sprachmaterialität und Sprachmedialität

Geschichtlich sind Stimmungen und Affekte jedoch nicht nur in dem Sinne, dass sie je nach Epoche in unterschiedlichen Sinn- und Funktionszusammenhängen ästhetischer, poetologischer und philosophischer Diskurse erscheinen. Denn aufgrund der Untrennbarkeit des Sinnes vom Ton und Klang (von den akustisch-lautlichen Aspekten der Sprache), die vor allem der literarischen Sprache eigen ist und in ihr auf eminente Weise verwirklicht wird, kommt „gestimmten“ Sprechweisen in literarischen Werken über die Wandlungen von Wortbedeutungen hinaus auch eine andere Art von Temporalität zu. Jedoch gleichsam noch

¹ Heidegger: Die Sprache.

vor dieser ästhetischen Prämisse gilt der folgende sprach- und redehermeneutische Sachverhalt: Das Prozessieren jeglichen Sinnbezugs ist vom vollzugsbedingten *Denkpotenzial* der tonalen und diktionsmäßigen Dimension der Sprache gleichursprünglich, sogar in originärerer Weise mitgeprägt. Dass die Sinnbezüge poetischer Texte erst durch ihr lautliches – auch im stummen Lesen *aktives* – Nachsagen zu ihrer vollen Entfaltung kommen, legt ihre eigentliche Seinsweise offen: eine Sprachmaterialität, die insofern geschichtlich ist, als sie selbst *zeitlich konstituiert* ist. Der tönende Sprachkörper ist ein temporales, da ereignishaftes Medium des Textes, nicht nur, weil er vom Rezipienten jedes Mal zum Sprechen gebracht und im tönend-gestimmten Sprechen verwirklicht werden soll, sondern auch und vor allem, weil in ihm immer zugleich Diktionen, Tonarten und Sprechweisen historisch früherer Werke mitwirken und „mitsprechen“. In diesem Sinne kann sich die „*intertextuelle* Modalität“ als ein Prinzip der Literaturgeschichte herausstellen, wobei „die Geschichtlichkeit der Bewegung zwischen Text und Lektüre/Rezeption *sprachlich* enthalten ist“.²

Ansätze für eine sprachimmanente Situierung der „Stimmung“ lassen sich bereits bei Herder entdecken. Die „Natursprache“ als die materielle Bedingung der menschlichen Sprache besteht in seinem Konzept aus einer Vielfalt von „Tierstimmen“, die sich erst durch ihre Organisation bzw. ihr „organisiertes Gestimmtsein“³ zum menschlichen Wort erheben: „Da sang und tönte also die ganze Natur vor, und der Gesang des Menschen war ein Konzert aller dieser Stimmen [...]: Ausdruck der Sprache aller Geschöpfe innerhalb der natürlichen Tonleiter der menschlichen Stimme“.⁴ Der Begriff der Stimmung als eine Funktion der Einigung von inneren Kräften kann nicht nur den rätselhaften Übergang zwischen Materiellem und Immateriellem, Tierischem und Menschlichem sowie Sinnlichem und Geistigem in seiner Sprachtheorie erklären, sondern zeigt zugleich die Vermögen des Menschen (Erkenntnis, Denken, Spracherzeugung) als eine immer schon gestimmte Disposition auf. „Stimmungen bilden als innere Dialogizität der Vermögen die Vielheit der Stimmen ab, aus denen die Natursprache besteht. Deshalb bilden Stimmungen eine materiale Ermöglichungsebene von Sprache und durchwirken diese vollständig.“⁵ Stimmungen färben auf

² Kulcsár Szabó: Literatur als Sprachkunst, S. 40 in diesem Band. Siehe bereits Kulcsár Szabó: Die Stimmung als Geschehen.

³ Simon: Herder: Tierstimmen, Stimmung, S. 56 in diesem Band.

⁴ Herder: Über den Ursprung, S. 134.

⁵ Simon: Herder: Tierstimmen, Stimmung, S. 51 in diesem Band.

Ausdrucksmöglichkeiten nicht bloß ab, sondern sind wesentliche Konstituenten der Materialität, mehr noch: des Sich-Hervorbringens, einer Autokatalyse der Sprache. Vor ihrer Verinnerlichung und Subjektivierung durch die ästhetischen Diskurse des 19. Jahrhunderts artikulieren sie noch die Art und Weise des Weltverhältnisses, das als eine Sphäre des Zwischen zugleich „objektive“ Züge trägt.⁶

2 Affekt als Ereignis: Sprachperformativität

Eine ähnliche Wechselseitigkeit und gegenseitige Bedingtheit lässt sich auch im Verhältnis von Sprache und Affekt feststellen. Die Sprache ist nicht nur ein Instrument zur Auslösung von Gefühlserregungen; sie liefert nicht einfach rhetorische Mittel, Verfahren oder Methoden, mit denen der Rezipient in einen bestimmten Gemütszustand versetzt und seine (Gemüts-)Lage vorbereitet werden kann, um dadurch entsprechende Voraussetzungen für das Verständnis und für die handlungshervortreibenden Effekte der Rede zu schaffen, um einer bestimmten Wahrheit (oder eben Unwahrheit) zum Sieg zu verhelfen und von ihr zu überzeugen. Oder anders gewendet: Die Sprache ist deshalb das wirksamste und mächtigste Medium zur Auslösung von Affekten, weil sie schon immer oder von ihrer inhärenten Struktur her affektiv wirkt, weil sie selbst eine Art von Affekt ist. Dies wäre dann eine gleichsam vor- oder nachkulturelle („animalische“ und „transzendenzeröffnende“) Seite der Sprache, auf die – verkürzend gesagt – Kulturtechniken des Sprachlichen „reagieren“, sie in irgendeinem Sinne zu kulturalisieren versuchen. Denn die unterschiedlichen und sekundären Funktionen, die ihr in der Regel zugeschrieben werden und die sie jedes Mal erfüllen muss, um als solche erkannt zu werden (Kommunikation, Repräsentation, Austausch, Übersetzung, Vermittlung und Mitteilung von Inhalten oder Bedeutungen), wären ohne ihre ursprüngliche und inhärente Eigenschaft, den jeweiligen Anderen *unmittelbar* zu erreichen und ihn noch vor der Möglichkeit des Verständnisses und der Reflexion anzusprechen, zu berühren oder eben zu „erschüttern“, gar nicht möglich. Somit fächert sich die Sprache (der Sprachbegriff) zwischen zwei Seiten auf: einer vor/nachkulturell-affektiven und einer repräsentations- und signifikationsbedingten, in einer bestimmten Weise kulturalisierten Seite.

⁶ Auch wenn etwa Humboldt „das Band zwischen den Begriffen Stimmung und Individualität“ geknüpft hat, bedeutet bei ihm „Stimmung“ „nicht nur das Verhältnis unter den kognitiven Kräften, sondern auch und vornehmlich die Art, wie Welt überhaupt aufgefaßt wird.“ Wellbery: Stimmung, S. 711.

Der „Sinn“ und der „Zweck“ der Sprache (die sekundären Funktionen von physiologischen und institutionellen Organen) lassen ihren aktiv-affektiven Ursprung vergessen, der von diesen Funktionen nicht abgeleitet werden kann – so lautet das Prinzip der nietzscheschen Genealogie:

Wenn man die *Nützlichkeit* von irgend welchem physiologischen Organ (oder auch einer Rechts-Institution, einer gesellschaftlichen Sitte, eines politischen Brauchs, einer Form in den Künsten oder im religiösen Cultus) noch so gut begriffen hat, so hat man damit noch nichts in Betreff seiner Entstehung begriffen: so unbequem und unangenehm dies älteren Ohren klingen mag, – denn von Alters her hatte man in dem nachweisbaren Zwecke, in der Nützlichkeit eines Dings, einer Form, einer Einrichtung auch deren Entstehungsgrund zu begreifen geglaubt, das Auge als gemacht zum Sehen, die Hand als gemacht zum Greifen.⁷

Auch das „Organ“ der Sprache wurde nicht „gemacht“ oder „erfunden“, um innere, psychische Vorgänge (Gedanken und Gefühle) sowie äußere, physische Eindrücke abzubilden. Auch wenn Nietzsche und Herder den affektiven Ursprung der Sprache auf verschiedene Weise in Szene setzen bzw. durch verschiedene Allegorien inszenieren, stimmen ihre Ausführungen unter dem Gesichtspunkt der vorliegenden Problematik, in einem entscheidenden Punkt dennoch überein: Beide situieren ihren Entstehungsgrund in einem Moment des *Affiziert-Werdens*, das sich in verschiedenen Ausdrucksformen des Schmerzes (in „Klagentönen“ oder in anderen Projektionen) artikuliert.

Woran leidet der Mensch „[s]chon als Tier“ so sehr, dass die natürlichen Grundzüge der Sprache nicht an irgendwelchen Lauten hervortreten, sondern am Geschrei und Klage-ton? Ganz einfach: an allem. Die Welt begegnet Herder zufolge durch Affizierung, das heißt indem sie angeht, berührt, und zwar nicht als Thema oder Möglichkeit, sondern basal als Affekt.⁸

Auch bei Nietzsche ist die Herkunft der Sprache mit der Herkunft des Schmerzes untrennbar verbunden; alle nachträglichen und als solche erkennbaren und unterscheidbaren Empfindungen und Gefühle gehen auf einen ereignishaften Ursprung, auf das Aufeinandertreffen einer Aktivität, Stärke oder Intensität⁹

⁷ Nietzsche: Zur Genealogie der Moral, S. 314.

⁸ Prade: Klage und Sprachursprung, S. 107 in diesem Band.

⁹ „[D]er Wille zur Macht [ist] die primitive Affekt-Form [...] alle anderen Affekte [sind] nur seine Ausgestaltungen“. Nietzsche: Nachgelassene Fragmente, S. 300.

(der „Welt“ bei Herder) und einer schmerz- oder leidvollen Reaktion (etwa eines „Organs“) zurück.

In diesen Szenarien dient die Sprache zunächst nicht als Mittel, um Gefühle und Empfindungen zu artikulieren oder diese im Anderen auszulösen. Sie kann gerade dadurch als ein (ästhetisch-rhetorisches) Medium der Überwältigung, der Erschütterung, der Überzeugung oder der Machtausübung fungieren, dass sie von ihrem (strukturellen) Ursprung her erschütternd, in gewissem Sinne mächtig und kräftig ist. Von diesem inhärenten Potenzial der Sprache zeugt auch die Wirkungsweise des Erhabenen, die Attila Simon im vorliegenden Band bei Pseudo-Longinos analysiert und dabei den Begriff der Erschütterung (die eine, bei Pseudo-Longinos genuin *sprachliche* Seite der Wirkung des Erhabenen) ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Die Erschütterung als ein materielles, überwältigendes, bestürzendes, unwiderstehliches und in diesem Sinne gewaltsames Moment stellt sich dabei als eine elementare Form der Affekte heraus, die noch vor ihrer semantischen und inhaltlichen Differenzierung und Ausgestaltung (in Zorn, Furcht, Mitleid etc.) *in der und durch die Sprache* auf eine nicht-semantische, nicht-kognitive und subversive Weise wirkt: „Die blitzschlagartige, gewaltsame Wirkung des Erhabenen als Zerteilung des ganzen Tatsachenmaterials und sein plötzliches Auftauchen an bestimmten Punkten des Textes lassen das Erhabene nicht so sehr als positive Substanz, vielmehr als Riß, Spaltung und Schnitt, sogar als Wunde erfassen.“¹⁰ Der Autor der Schrift *Vom Erhabenen* zeigt diese Wirkung unter anderem in den Reden von Demosthenes auf: *ekplēxis* bedeutet bei ihm, wie Simon zeigt, die Intensität, Kraft, Macht oder Gewalt der Sprache, die im analysierten Text durch die Metapher des „Blitzschlags“ charakterisiert wird.

Augenblicklichkeit, Plötzlichkeit, Blitzartigkeit, Undifferenziertheit und Unmittelbarkeit sind die wichtigsten Momente, die die Affektivität der Sprache und die Sprachlichkeit der Affekte im vorliegenden Zusammenhang auszeichnen: „[D]ie Klage erscheint bei Herder als Sache des Undifferenzierten“,¹¹ das den semantisch-begrifflichen und zeitlichen Unterscheidungen und somit auch dem Verstehen und der Sphäre des Phänomenalen widersteht und diese zugleich ermöglicht. Das sind auch die Charaktereigenschaften, die den aktiv-affektiven Redeweisen bei Nietzsche zukommen. Der Blitz, der die affektive Wirkung der Sprache auf eine negative, gleichsam selbstzerstörerische Weise veranschaulicht,

¹⁰ Simon: Der Begriff der Erschütterung in Pseudo-Longinos, S. 73 in diesem Band.

¹¹ Prade: Klage und Sprachursprung, S. 120 in diesem Band.

ist an sich weder sichtbar noch hörbar, er zeigt sich erst durch die Differenzierung seiner nachträglichen Effekte: „Ebenso nämlich, wie das Volk den Blitz von seinem Leuchten trennt und letzteres als *Thun*, als Wirkung eines Subjekts nimmt, das Blitz heisst, so trennt die Volks-Moral auch die Stärke von den Äusserungen der Stärke ab“.¹² Die Wirkung und Intensität von affektiven Redeweisen werden also zwar in der Regel durch die Stimme des Leibes, des Schmerzes, des Klagens sowie die nicht-semantischen und materiellen, etwa syntaktischen oder rhythmischen Eigenschaften der Sprache in Szene gesetzt, sind sie jedoch nicht in der undifferenzierten, sinnlich-körperlichen Erfahrung, sondern erst durch die *Interpretation ihrer literarisch-allegorischen Inszenierungen* (aus einem Abstand ohne Abstand oder einem Abstand des „als ob“) „beobachtbar“.

Ein modernes Fallbeispiel solcher Beobachtungen liefert der Beitrag von Georgia Lummert, der die affektive Wirkung und latente Macht der sich selbst vergessenden „Stimme“ des Radios an einem literarischen Bericht, Angela Rohrs *Moskauer Demonstration im Radio*, analysiert. Das Ereignis der und die „Einstimmung“ auf die Demonstration ist hier auf ein anderes, zunächst unsichtbares und erst durch seine literarische Vermittlung sichtbar-werdendes Ereignis angewiesen: das performativ-affektive Zusammenspiel von medialen, materiellen, technischen, architektonischen, kulturellen und sozialen Faktoren bringt eine kollektive, historisch konkrete und „gestimmte“ Masse zustande, die als ein *Effekt* dieses gleichsam stillen Ereignisses nicht imstande ist, zu sich selbst Stellung zu nehmen oder ihren Entstehungsgrund zu reflektieren. Die performative Seite von technisch mitinduzierten Sprachstimmungen zeigt sich hier auch in einem Ansteckungspotenzial oder als Ansteckung selbst.

Stimmung erweist sich aus dieser Perspektive als ein vorsemantisches und teilweise physiologisches Medium des/im Sprachlichen (selbst), wo Motive etwa der Schriftkritik bei Herder (Juliane Prade) oder der Körperlichkeit (Lummert) besonders bedeutsam erscheinen. Zugleich wirken diese Prozesse auf die Sprache selbst zurück, manifestieren ihre Grenzen (der Versprachlichung), zumindest die Grenzen konventioneller Codes und Dispositive des Sprachlichen. Sie sind Wunden der Sprache selbst, nicht nur der Subjekte. Z. B. die Grammatik kann dabei potentiell subvertiert, aufgelöst werden (s. die entsprechende Wirkung des Erhabenen bei Attila Simon, aber auch korrelative textuelle Effekte bei Büchner, im Aufsatz von Burkhardt Wolf). Also bleibt die Sprache selber nicht ungerührt von diesem Geschehen, nicht einfach nur eine vermeintlich totale

¹² Nietzsche: Zur Genealogie der Moral, S. 279.

Performativität oder Autarkie der Sprache, sondern vielmehr ihre Risse und Brüche, etwa als Entzüge der signifikativen Aspekte der Sprache, induzieren solche physiologischen wie stimmenden Geschehen, zugleich stellen sie deren Spuren dar. Die eigentliche Herausforderung liegt genau hier: Was für ein Sprachkonzept wird dadurch erfordert? Wie werden bestimmte historische Sprachbegriffe dadurch problematisiert?

3 Stimmung zwischen Sagen und Nicht-Sagen(-können)

Zur Konzeptualisierung solcher Effekte bieten sich also Ansätze an, die das Verhältnis zur Welt und zum Anderen diesseits oder jenseits des reflektierbaren Wissens – etwa in bestimmten Sprachereignissen – zu definieren suchen, die uns unmittelbar ansprechen und dadurch die Welt unvermittelt vermitteln oder auch auf Dimensionen des begrifflich Unverstehbaren öffnen. Affekte und Stimmungen stellen auch Grenzen des kognitiven, semantischen und begrifflichen Verstehens dar. Damit steht auch die desubjektivierende Wirkung der Stimmungen (etwa als Atmosphären) im Vordergrund, nicht nur ihr Subjektivierungspotenzial. Bereits Nietzsches Philosophie beschreibt die primäre Verbundenheit mit der Welt durch Affekte, deren Physiologie nicht nur natürlich, sondern jeweils auch geschichtlich-konventionell (und in diesem Sinne sprachlich) bedingt ist. Jedoch war Heidegger der Erste, der Sprachmodalitäten in diesem Zusammenhang eine unverkennbare Bedeutung einräumte. Die Tragweite des Gedankens, dass das Dasein in der „Befindlichkeit“ („Gestimmtheit“) „je schon immer gestimmt ist“,¹³ lässt sich wohl erst von seinen späten Schriften über die Sprache her ermessen, die das Hören/Verstehen der Sprache in den *Weisen* (Gefügen) des Sprechens situieren. Hier ging es auch darum – wie bei Hans Lipps, dem Verfechter einer „hermeneutischen Logik“, eindrucklich zu beobachten ist –, die Frage der gestimmten wie stimmenden Modalitäten der Sprache aus dem Bereich der Aussagenlogik herauszulösen, wie es Ludwig Wittgenstein und John L. Austin – entgegen dem logischen Positivismus – jeweils auf ihre Weise taten. Es ist ferner auch kein Zufall, dass Jacques Derrida den unzugänglichen, jedoch primären Dimensionen des Ethischen und des Politischen in Modalitäten wie dem

¹³ Heidegger: *Sein und Zeit*, S. 134. In den *Beiträgen zur Philosophie* avanciert der Begriff der „Grundstimmung“ zu einer Kategorie der Historizität des Menschen und zum Ermöglichungsgrund des Denkens.

Versprechen, in der bedingungslosen Bedingung des „vielleicht“,¹⁴ des „als ob“ oder in der deklarativen Redeweise der „Unabhängigkeitserklärung“¹⁵ nachzuspüren versuchte.

Angesichts der Selbstentzugseffekte der Sprache, z. B. eines Schweigens (in) der Sprache, wird der heideggersche Gedanke virulent, dass ein solcher Entzug *selber ein Ereignis darstellt*,¹⁶ nicht nur eine formale Entziehung oder Unbeherrschbarkeit, eine nicht-sinnliche Präsenz, einen nie dagewesenen Ursprung und wie all die aporetischen Begriffe dekonstruktivistischer Provenienz heißen mögen. Die Herausforderung in diesem Zusammenhang besteht wohl in der folgenden Frage: Wie lässt sich die Unverfügbarkeit der Sprache als Strukturmoment, gar als Generator ihres stimmenden bzw. gestimmten Dispositivs (und umgekehrt) begreifen? Das Schweigen wäre wohl das (oder ein) Medium, in dem der (Selbst-)Entzug der Sprache und ihr stimmender Charakter (diese beiden Aspekte markieren freilich auch unterschiedliche sprachtheoretische Zugangsweisen, gar Traditionen) in keinem Gegensatz stehen, sondern sogar aufeinandertreffen. Der (Selbst)entzug der Sprache als Emergenz ihrer „Materialität ohne Materie“ (Derrida) zeitigt oder hinterlässt im – somit keineswegs „neutralen“, unverbindlichen, sondern erst mit ausgelösten – Schweigen unscheinbare Echos oder setzt gar ein Rauschen von latenten Bedeutungen und Spuren frei, welche zugleich auch unerwartete performative Effekte zu generieren imstande sind.

Markus Wirtz untersucht an einigen Beispielen Fälle der Unaussprechlichkeit von Stimmungen und zeigt anhand der Theorien von Wittgenstein und Heidegger die Paradoxien auf, in die sich jene Deutungsversuche verwickeln, die von der Getrenntheit von Sprache und Stimmung bzw. Empfindungen und ihren Bezeichnungen ausgehen. Bei den Versuchen, den selbst gesetzten Abstand zwischen den beiden Bereichen zu überwinden, stößt man letztendlich auf die Konventionalität der Sprachspiele (Wittgenstein) oder die Unverfügbarkeit einer immer schon gestimmten Sprache (Heidegger), die dem Problem ihrer Vereinbarkeit vorausgehen und das Verständnis der untersuchten Problematik präformieren.

¹⁴ Derrida: Politik der Freundschaft, S. 55.

¹⁵ Derrida: Otobiographien.

¹⁶ Vgl. die Deutung der Hölderlinschen Verse – „Ein Zeichen sind wir, deutungslos ...“ – in Heidegger: Was heißt denken?

Nicht zuletzt ist es die unverwechselbare Stimme, das nicht generalisierbare und nie (stimmungs-)neutrale Medium der Literatur, das das breiteste Untersuchungsfeld und dadurch ein genaueres Verständnis des vorliegenden Problems verspricht. Denn in den unterschiedlichen Sprechweisen der Lyrik können Stimmen und Stimmungen auftreten, die sowohl im psychologischen als auch im anthropologischen Sinne „unbekannt“, weil kulturell nicht kodiert, zugleich aber sprachlich mitkonstituiert sind. Diese Leistung ist jedoch nicht auf die Sprache der Lyrik zu beschränken: Kunsttheorien von der aristotelischen Poetik bis zu den modernen Ansätzen der Rezeptionsästhetik weisen immer wieder darauf hin, dass sinnlich-affektive Komponenten aus dem Verständnis des Kunstwerks nicht wegzudenken sind. Dies wirft die Frage nach den poetisch-rhetorischen bzw. geschichtlichen, darin auch medialen Formationen von Sprachmodalitäten auf, d. h. nach der jeweils singulären Art und Weise, wie Stimmen und Stimmungen im Medium der Sprache miteinander verflochten werden.

Das welterschließende Potenzial der Sprache der Stimmungen als einer immer schon gestimmten Sprache zeigt Manuel Ghilarducci in der „Stillenpoetik“ des modernen serbischen Dichters Stevan Raičković auf. In dieser lyrischen Sprache, die sich aus dem Zuhören der Stille entfaltet bzw. sich in diesem ereignet, werden Dasein und Welt/Natur in ihrer ursprünglichen Zusammenhörigkeit sowie Übereinstimmung erschlossen. Dies stellt nicht nur die Gegenüberstellung von lyrischem Ich und seiner Welt, von Innen und Außen sowie Subjekt und Objekt in Frage, sondern auch jene Interpretationsansätze, die Stimmungen – im Sinne einer „Stimmungslyrik“ – in der „Innerlichkeit“ des Subjekts situieren.

Zornitza Kazalarska analysiert in ihrem Beitrag die Poetik des Infinitivs beim tschechischen Schriftsteller Jan Zábřana. Durch ihre Unbestimmtheit erweist sich diese Form des Verbs nicht als bloß leere und allgemeine Form, sondern schafft vielmehr einen Spielraum von Interpretationen, der verschiedene, auch einander ausschließende Möglichkeiten des Hörens und der Artikulation offenhält. Ob der Infinitiv im Modus des Sollens, des Könnens oder des Wollens spricht, ob er einen Befehl, eine Anweisung, einen Wunsch oder eine Möglichkeit ausspricht, ob er die Stimmung der Leere, der Langeweile oder eben die der Fülle und der Hoffnung trägt – durch seine Unbestimmtheit werden solche Fragen nicht im Voraus entschieden, sondern vielmehr in der Schwebelage gehalten.

Von der Unnennbarkeit, Unverallgemeinerbarkeit und dem Entzug des Ursprungs von Stimmungen zeugt auch Burkhardt Wolfs Beitrag über Büchners *Lenz*, der in Auseinandersetzung mit seiner Interpretationsgeschichte und den einschlägigen Stimmungstheorien die Schwierigkeiten der Versuche aufzeigt,

Lenz' Gemütslage auf ein bestimmtes Krankheitsbild, auf psychiatrische Konzepte um 1800 oder eben auf phänomenologisch bekannte Stimmungen zurückzuführen. Die Situierung des Textes in verschiedenen historischen, wissens- und literaturgeschichtlichen Diskursen sowie Interpretationsansätzen der Angst führt nicht zum Aufdecken, sondern vielmehr zum Zerfall von Stimmungsbildern. Dabei ist es vor allem die aus Zitaten gewobene, zwischen „Sagen“ und „Gesagtwerden“ oszillierende und sich auf einem als-ob-Abstand haltende Stimme der Erzählsprache, die der Bestimmung und Diagnostizierung seiner „Gemütsstimmung“ widersteht und zugleich eine unablässige Faszination am Text hervorruft.

Anna-Katharina Gisbertz rückt die weiblichen Artikulationen der Angst in den 1920er Jahren in den Mittelpunkt. In ihrem Beitrag analysiert sie Mela Hartwigs frühe Erzählungen und Romane in Hinblick auf die Frage, inwiefern die Darstellung sowie die Wahrnehmungsperspektive ihrer weiblichen Protagonistinnen der Stimmung der Angst genderspezifische Akzente verleihen. Dabei erweist sich die Angst „als ein Wechselspiel aus uralten Projektionen, festgefühten Diskursen und Kontexten und ihren Rissen und Widersprüchen“,¹⁷ in dem sowohl die Aneignung als auch die Kritik herrschender, patriarchalischer Diskurse zum Ausdruck kommt.

Gernot Kamecke setzt sich in der Dichtung von Aimé Césaire mit Aspekten der lyrischen Sprache auseinander, die durch ihre semantische Undifferenziertheit und desubjektivierende Wirkung der ethnischen Differenzierung und Hierarchisierung Widerstand leisten und gegen rassistische Deutungsmuster protestieren. Bei Césaire, der in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts durch seinen Neologismus „Négritude“ („Schwarzheit“) dem „Schwarzsein“ eine neue Bedeutung verliehen hat, ist es unter anderem der unmittelbar-affektive Ausdruck des Schmerzes, der Schrei, der ethnische Grenzziehungen problematisieren und die Konstruktionen kultureller Identität in Frage stellen kann.

Der vorliegende Band fasst teilweise die Ergebnisse einer interdisziplinären Tagung zusammen, die unter dem Titel „Sprachmodalitäten“ am 20. und 21. Februar 2020 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand. Die hier versammelten Beiträge versuchen die Frage der Modalitäten der Sprache als ihre Eigenart im oben skizzierten Sinne aufzugreifen, um ihrem gestimmten, atmosphärischen,

¹⁷ Gisbertz: Die Stimmung der Angst, S. 297 in diesem Band.

zugleich performativen Charakter nachzugehen – in sprachlichen, medialen, kulturellen, anthropologischen, literarischen, philosophischen, ethischen und politischen Zusammenhängen.

Literatur

- Derrida, Jacques: „Otobiographien. Die Lehre Nietzsches und die Politik des Eigennamens“, in: ders./F. Kittler: Nietzsche – Politik des Eigennamens. Wie man abschafft, wovon man spricht, Berlin 2000, S. 9–63.
- Politik der Freundschaft, Frankfurt a. M. 2000.
- Heidegger, Martin: „Die Sprache“, in: ders., Unterwegs zur Sprache, Pfullingen 1959, S. 11–33.
- Sein und Zeit, Tübingen 2006.
- Was heißt denken? Tübingen ⁵1997.
- Herder, Johann Gottfried: „Über den Ursprung der Sprache“, in: ders., Werke in fünf Bänden, Bd. 2, Berlin/Weimar 1978, S. 89–200.
- Kulcsár Szabó, Ernő: „Die Stimmung als Geschehen. Zur literarischen Phänomenologie der ‚Materialität‘ der Stimmung“, in: Z. Kulcsár-Szabó/Cs. Lőrincz (Hg.), Signaturen des Geschehens. Ereignisse zwischen Öffentlichkeit und Latenz, Bielefeld 2014, S. 39–51.
- Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente 1887–1889 (= KSA 13), München 1988.
- Zur Genealogie der Moral, in: ders., Kritische Studienausgabe (KSA), hg. von G. Colli/M. Montinari, Bd. 5, München 1988, S. 248–412.
- Wellbery: „Stimmung“, in: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Bd. 5, Stuttgart/Weimar 2003, S. 703–733.